Im Wirkungskreise der Frauen.

Die deutsche Frau und der Weltkrieg.

Vortrag von Maria Kahle gelegentlich des Ostmarkenfestes am 30. März 1917 in Blumenau. (Die eingestreuten Verse sind von der Vortragenden, Maria Kahle.)

Auch ich bin stark!
Ich will im Streit
Auch eine Waffe wagen,
Ich will in dieser harten Zeit
Auch eine Bürde tragen!
Und trägt mir nicht das Kampfesfeld,
So hilf' ich andere Stunden;
Auch ich bin stark! ich fühle Kraft
Und heißen Mut zu Taten!

Auch ich bin stark! Das war die Antwort der deutschen Frau auf unserer Feinde Kriegserklärung. Und ehe man sie noch gerufen und ihr einen Platz angewiesen hatte, war sie schon da, begeistert, opferwillig, bereit zum Größten und Schwersten. Die 70,000 Berliner Frauen, die bei Kriegsausbruch zum Reichstagsgebäude zogen und sich zum Hilfsdienst bereit erklärten, hatten unsichtbar hinter sich eine Gefolgschaft von Millionen deutscher Frauen und Mädchen aus allen Gauen, aus Stadt und Land. Und die nicht mitgenommen werden konnten, weil sich der Samariterinnen schon zu viele angeboten, die hielten ihre Hände doch nicht einen Augenblick müßig. Der allmächtige Erfindungsgeist der Liebe begann rastlos zu arbeiten in unzähligen Frauenhirnen und förderte Großes zutage . . .

Gut war es, daß nicht der kleinste Teil unserer Frauen schon vorgebildet war, männliche Berufe auszufüllen. So hatte die übertriebene Emanzipationssucht der letzten Jahrzehnte doch auch ihr Gutes gewirkt. Auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, vor allem der Pädagogik und Medizin, waren deutsche Frauen anerkannt, in den weitverzweigten kaufmännischen Betrieben waren sie schon lange keine Laien mehr, Post, Telegraph und Eisenbahn zählten tausende von Beamtinnen längst vor Kriegsausbruch. In den letzten Jahren hatten sich viele junge Mädchen auch fernliegenderen Zweigen des Berufslebens zugewandt, der Landwirtschaft und Industrie, ja sogar dem Handwerk.

Doch beim Wegzuge der Männer offenbarte der Krieg noch viel Brachland für weibliche kraftvolle Arbeit. Und unsere Frauen, von der einfachsten bis zur gebildetsten, scheuten vor nichts zurück. Heute begegnen wir in Deutschland der Frau in jedem Straßenbilde; als Kraftwagenführin so gut wie als Schaffnerin an der Elektrischen, als Briefträgerin, ja selbst als Arbeiterin beim Wegebau, kurzum an jedem Platze, der ihre Tätigkeit heischt. Die Landfrau treibt den Pflug durch die Schollen und sät des Brotes goldene Keime, sie schwingt in brennender Sonnenglut die Sense und mäht die gottgesegnete Ernte. Welch stolzes Bild der aufrechten deutschen Frau! Ja, sie sind ihrer Helden wert, die Frauen daheim! Wo sind unsere Salondamen, unsere „unverstandenen Frauen" geblieben? Die Stunde der Not riß mit hartem Griffe auch von ihrem Dasein das Flittergewand schillernder Lebensverständelung herunter, und da erkannten sie den wahren Wert und die echte Schönheit des Weibes. Deutsche Frauen und Mütter sind sie geworden seit jener Stunde! Mütter wurden alle im innersten Herzen, die Deutschlands junge Söhne aus der Heimat fortziehen sahen und ihre angstvoll flehenden Gebete ihnen nachschickten, Mutter war jede deutsche Frau, die am Bette eines Verwundeten kniete und die tiefen Leidensfurchen in dem blassen müden Gesichte betrachtete.

Was wirkt die überströmende Dankbarkeit unserer Feldgrauen nicht alles von den stillen Pflegerinnen am Krankenbett zu erzählen! Sind sie ihnen doch ein Stück Heimat in den Feldlazaretten fern in Feindesland, die verkörperte Erinnerung an liebe Gestalten daheim!

Im Krankensaale, Bett an Bett gereiht,
Da liegen sie mit blassem Angesicht.
Durchs Fenster glimmt des Tages letzter Gruß
Und aller Blicke ziehn im Abendlicht.
Und jedes Auge ist ein stummer See,
In dessen Tiefen keine Sonne steigt,
Und jede Seele birgt ein großes Weh,
Zu dem sich keine Hilfe tröstend neigt.
Wie hingeschmettert von des Unglücks Wucht
So ringen sie mit Fiebernot und Qual,
Und angstvoll warten sie der langen Nacht
Und schmerzlich liegt ihr Stöhnen rings im Saal . . .

Da schreitet still die Schwester durch den Gang
Und bringt den Armen Linderung der Pein;
Sie lächeln bei der lauten Stimme Klang
Und atmen tief, und schlummern langsam ein.
Sie liegen kraftlos, wie in Todesruh,
Und leise schleicht das Dämmern in den Raum
Und deckt die Müden weich und zärtlich zu
Und wiegt die Seelen in der Hoffnung Traum.
Und draußen singt von frohem Jugendglück
Im Nußbaum der weiße Frühlingswind . . .
Da denken an das Einstmals sie zurück
Und wissen nicht mehr, daß sie . . . Krüppel sind.

Sei es nun an der Front oder in warmer Obhut der Heimat, überall wird die Krankenschwester mit hellem Blicke von den Leidenden begrüßt. Sie trägt den Frieden mit sich, den Frieden, der ihnen allen draußen im Felde so fremd geworden ist. Auf der Wunden Fieberbrände legt sie ihre kühlen Hände, mit weicher Stimme spricht sie den Schmerzgequälten Trost zu, rückt sorglich die Kissen, scherzt mit den Genesenden, ist erfinderisch in tausend Kleinigkeiten, ihre großen kranken Kinder zu unterhalten. Keine Nachtwache wird ihr zu lang.

Und während vor Deutschlands Toren die Männerscharen sich dem Feind entgegenstemmen, wacht und kämpft in der Heimat das Riesenheer der deutschen Frauen. Aber sie tragen keinen Siegeslorbeer auf den blonden Häuptern. Seht sie Euch an, wie ihre Wangen hager sind und glanzlos ihre Augen, seht den herben Reif, der sich um die Stirne so vieler, ach so vieler windet! Kein Siegeslorbeer, o nein, eine Dornenkrone.

Wir sahen bei der Mobilmachung Millionen deutscher Krieger dem Rufe ihres Herrschers folgen. Erschütternd wirken da die Worte Walter Bloems: „Es ist längst nicht mehr das alte Heer. Von den Führern wie von den Mannen, die in der ersten Augustwoche hinausstürmten, den Feind von der Heimat Marken zu scheuchen . . . wie wenige findest du noch!"

Und so kommt es, daß Deutschland ein unfaßbar großes Heer von Trauernden in sich birgt, Mädchen und Frauen, Witwen und Waisen, in der kleinsten Hütte wie im prächtigsten Palast. Wie oft vergessen wir hier im Auslande, daran zu denken. Jeder Sieg, den wir bejubeln, bringt nicht nur Eiserne Kreuze unsern tapfern Helden, er bringt schwere dunkle Schmerzenskreuze den Frauen daheim.

Durch deutsche Lande wandert das Leid
Mit müden, bleiernen Füßen,
Seine traurigen Augen grüßen
Die Mutter, die Frau und die bräutliche Maid.
Es geht zu der lachenden Mädchen Schar
Und nimmt ihnen flechte das Kränzlein vom Haar
Und hüllt um die jungen Gestalten
Die schwarzen schwertballenden Falten.

Versiegt sind die Quellen, die einstmals getränkt
Ihr Leben . . . das Glück liegt begraben,
Und die hellen Schätze und Gaben
Des Daseins sind tief in das Dunkel gesenkt.
Die Hüllenlands dehnt sich die Zukunft aus,
Sie sind in der Heimat, und doch nicht zu Haus.
Ihre Seelen stehen und warten
An des Todes verschlossenem Garten.

Ob das Herz auch blutete — —: wie stolz hatten Deutschlands Frauen die Männer zum Kampf ziehen sehen: Einer Jeden schien ihr Liebster, ihr Sohn, ihr Bruder ein strahlender Held. Die Freundinnen erzählen sich von ihm, der in der Ferne weilt, sie rühmen seine Tugenden, seinen Mut, seine Taten:

Mein Schatz, der ist ein Reitersmann,
Er sagt den Feind in Polen.
Mein Schatz, der würd den Teufel gar
Sich aus der Hölle holen!

Aber die bebende Angst des liebenden Herzens läßt sich nicht unterdrücken und wie ein Aufschrei klingts zuletzt:

Vor meinem Haus da grünes Gras,
Was dürftest du so von Tränen nah?
Mir wird das Herz so wehe,
Ich weinte wohl die lange Nacht,
Mein Knabe, als ich dein gedacht . . .
Da ich dich wiedersehe?

Du Röslein, wie Blut so rot,
Was sprichst du mir vom bittern Tod?
O blühe, Röslein, blühe!
Du liebst so jung im Morgenlicht,
O rotes Röslein, weine nicht,
So trübe, ach so trübe!

Was wird mir denn so traut und bang
Beim ernsten Morgenglockenklang,
Ach Gott, um meinen Knaben!
O rotes Röslein, wirst so blaß,
O grünes Gras, von Tränen nah,
Sagt, hat man ihn begraben?

Ueberwältigende Vorstellung.

Hans, der Sextaner, ist ein Lümmel. Neulich saß er am offenen Fenster, aß eingemachte Kirschen und spie die Steine auf die Straße. Dann kam seine Mama dazu.

„Pfui, Hans," sagte sie, „sammle die Steine lieber!"

„Sammeln, Mama?"

„Ja, natürlich! In Wilmersdorf hat man sechzig Millionen Obststeine gesammelt!"

„Kolossal! Sechzig Millionen Mal ausgespuckt!"

„Unsere Eh' is ganz friedli'. Mei' Alte is g'rad' so 'neing'fall'n, wie j'!"

„U 408."

Vierzig Tage auf nassen Wegen,
Vierzig Tage im Wasser gelegen,
Vierzig Tage in Freud und Weh,
Auf der See und unter der See!
Vierzig Tage kein ruhiger Hafen,
Vierzig Tage nicht richtig geschlafen,
Aber doch fröhlich bei Tag und bei Nacht,
Kinners, so sind wir auf „Vierhundertacht"!

Könnten manch lustiges Stücklein erzählen,
Wie wir den Briten wußten zu quälen,
Wie wir den Franzmann, sicher versteckt,
Haben mit bitteren Pillen geneckt.
Aber als Pflicht ist uns allen zu eigen,
Schweigen, Schweigen, dreifaches Schweigen.
Streiflichter seien auch heut nur gebracht,
Vom Leben und Treiben auf „Vierhundertacht".

Einmal kam durch die rollenden Wogen
Schnaufend ein englischer Dampfer gezogen,
War ein Zerstörer bei ihm zum Schutz,
Brachte ihm aber nur wenig Nutz.
Schoben uns, was zwar ein bischen schwerer,
Zwischen den Dampfer und den Zerstörer;
„Rohr klar zum Schuß", dann hat es gekracht,
Treffliche Beute für „Vierhundertacht".

Hat wohl den Britenzerstörer verdrossen,
Kam wie ein Pfeil auf uns zugeschossen,
Warf, uns zu bringen ins frühe Grab,
Wasserbomben auf uns herab.
Aber das Treffen machte nur schlecht sich,
Wir tauchten schnell Meter fünfzig bis sechzig.
Haben zu seiner Wut nur gelacht,
Sicher geborgen in „Vierhundertacht".

Vierzig Tage sind sechs lange Wochen,
Winziger wurde das Brot stets gebrochen,
Kleiner stets wurde das Mittagsgericht,
Wasser zum Waschen kannten wir nicht.
Auch unsere Haare nach neuesten Moden
Wuchsen uns schier bis zum Hosenboden,
Und weil ans Schaben niemand gedacht,
Blühten die Bärte auf „Vierhundertacht".

Andermal lebten wir wieder als Prasser;
Da war weit unten im spanischen Wasser.
Kam uns ein Norwegsmann just in die Hand,
Lebensmittel für England.
Eier und Butter und Speck und Schinken,
Sahen bei Wurst und bei Käse wir blinken.
Wetter! Wie lockte die fettige Pracht
Die hungrigen Magen auf „Vierhundertacht".

Machten uns flugs auf dem Dampfer gemütlich,
Fuhren drei Tag auf ihm ruhig und friedlich.
Machten an englischem Speck uns gesund,
Aßen uns dick und aßen uns rund.
Dann die Besatz schnell ausgebootet,
Wenig Patronen im Deck verknotet,
So sank das Schiff mit der köstlichen Fracht,
Ehrlich betrauert von „Vierhundertacht".

Nun sind wir wieder im heimischen Hafen,
Können uns waschen, können auch schlafen.
Sind nicht mehr Walen und Fischen gleich,
Stehen wieder auf festem Reich.
Können uns glätten und können uns putzen,
Lassen uns Haare und Bart wieder stutzen
Sind wieder schmuck, daß das Herz uns lacht.
Kinners, so sind wir auf „Vierhundertacht"!

Oberbeiler Hans Dowidat (Wilhelmshaven).

Die zweite Frau.

Skizze von **Dorothee Goebeler.**

„Der Vater kommt! Der Vater kommt!" Die Kinder jubelten durch Haus und Garten. Der Köchin riefen sie es in die Küche hinein, dem alten Kutscher in den Stall. Und sie kamen dann wieder zurück in das Wohnzimmer, wo Gesine am Fenster saß und mit großen, leeren Augen über die Handarbeit fort sah, die still in ihrem Schoße lag.

„Mutter, wann kommt Vater? Wirklich morgen schon?"

„Ja, morgen schon!"

„Mutter, und nun bleibt er lange hier, ja?" Die kleine Trude drängte sich dicht an ihre Knie.

„Ja, lange."

„Viele Wochen? Mutter, ja?" fragte Hilde, die ältere von beiden. „Mutter, dann gehen wir wieder mit ihm spazieren, nicht wahr? Mutter, und er muß uns vom Krieg erzählen — das wird fein! Ich freue mich unbändig darauf. Freust du dich auch, Mutter, ja?"

„Ja, ja — ich — ich freue mich!"

*

In ihres Mannes Arbeitszimmer stand Gesine am Schreibtisch und hielt ein Bild in der Hand, das Bild von ihres Mannes erster Frau. Mit starren Blicken sah sie in das junge, lachende Gesicht. Braune Ringellocken über einer Kinderstirn — große, dunkle Augen — Hilde hatte diese Augen geerbt — des Vaters Liebling war auch Hilde.

Um den Mund der Frau ging ein Zucken. Langsam ließ sie sich in den Sessel gleiten. Ganz in sich zusammengesunken saß sie da und hielt die Hände zwischen den Knien. Gerds Sessel war es, hier hatte er gesessen, damals, an jenem Tage, da die Einberufung gekommen, da er sie gebeten, sein Weib zu werden. Warum hatte er es getan? — „Als ob ich es nicht wüßte!" — Sie lachte hart auf. — „Als ob er's nicht gesagt mit klaren, dürren Worten — der Kinder wegen — und nur der Kinder wegen. Was hab' ich eingewilligt, wenn — ich — wenn" — Sie sprach's nicht aus.

„Und nun kommst du wieder — kommst heim zu Weib und Kindern!" In ihren Augen leuchtete ein Glanz auf, aber er erlosch, so schnell, wie er gekommen: Heim zu Weib und Kindern — zu den Kindern ja — zu der Frau — ach! „Liegt deine Frau nicht auf dem Kirchhof draußen — die Frau, der für immer dein Herz gehört? Ich, was bin ich?" — Und wieder kam ihr das harte Lachen: „Wirtschafterin und Erzieherin — die man sich sicherte auf Lebenszeit, die man durch Heirat an das Haus band, damit sie nicht eines Tages fortgehen konnte. Sie stöhnte tief auf. Und unwillkürlich griff sie von neuem nach dem Bilde der ersten Frau, fast wie Haß flammte es plötzlich auf in ihrem Gesicht: „Du, ach du — war es nicht genug, daß du ihn gehabt hast acht lange Jahre? Mußt du ihn auch noch halten über das Grab hinaus?"

*

Durch Deutschlands Fluren rollte der Urlauberzug. Unter Sang und Lachen fuhr er hin. Frohe Gesichter an allen Fenstern, helle Stimmen grüßten die Heimatfluren, den Heimatwald. Gerd Anders stimmte nicht mit ein. Hauptmann Gerd Anders hatte den Kopf tief in die weichen Polster gedrückt und die Augen geschlossen.

Ein still behagliches Träumen war es. Er kam aus den Wettern der Sommeschlacht, und er dachte: „Heimwärts geht es — heim! Daß ich mich freuen kann auf — mein Heim! Und bin doch fortgegangen vor Jahr und Tag in der Hoffnung auf Nimmerwiederkehr und hab' die Kugel segnen wollen, die allem Gram ein Ende machte — dem Gram, um daß, was einstmals war."

Und nun. Er sah das Haus vor sich mit den hohen, sonnenhellen Zimmern — die Kinder lachten und lärmten, groß mochten sie geworden sein.

Und die Aelteste schrieb: „Wir würden uns freuen, wenn du heimkommst. Mutter auch."

Mutter? — Ach, das war Gesine — sie hatten sich gut an sie gewöhnt, die Kinder — und daran, daß sie nun ihre Mutter war. Nun, es war am Ende kein Wunder — sie hatten sie geliebt von dem Tage an, da sie in das verwaiste Haus gekommen, die Zügel darin zu ergreifen. Es ging ein Zauber aus von diesem großen, stillen Mädchen mit den klaren Augen. Ruhe und Frieden lag um sie her. Hatte doch nicht einmal er selber sich diesem Zauber entziehen können, nein, nicht einmal er. — „Gesine" — er murmelte ihren Namen — „Gesine, daß du zu uns kamst, daß wir dich haben — und nun für immer!" — Er fühlte nach der Brusttasche, wo ihre Briefe steckten. Er hatte sie oft gelesen — kurz waren sie nur, vielleicht etwas steif sogar — Gott, es war zu begreifen. Eigentlich doch ein eigentümliches Verhältnis, in dem sie zueinander standen. Kriegstrauung im letzten Moment. Ein rascher Entschluß, um der Kinder willen, und nun auf einmal Mann und Frau — was konnte man sich schreiben?

Sonderbar genug überhaupt, daß sie eingewilligt damals — so rasch und kurz entschlossen. Warum hatte sie es getan? Merkwürdig, bis heut war ihm die Frage noch nie gekommen! Jetzt sann er ihr nach. Mitleid mit den Kindern? Sie hing an ihnen — aber bloß darum? Oder die Aussicht auf die sichere Versorgung? Sie war am Ende nicht zu verachten, die Stellung, die er ihr, der armen Erzieherin, geboten. — Was gab ihm diese Vorstellung trotzdem einen Stich? Und wenn es auch nur das gewesen, konnte er zürnen darum? Aber es war nicht das — nein — und unwillkürlich fühlte er wieder nach ihren Briefen. Es war so viel Freude und Friede mit ihnen zu ihm gekommen in das Feld hinaus. In alle Kriegswirren hinein ein Hauch der Heimat, ein heimliches Rufen: „Du darfst nicht fortbleiben."

*

Die Kinder hatten ihn durch die Zimmer gezogen und in den Garten hinaus, damit er sehe, daß noch alles am alten Fleck stände — dann hatten sie alle zusammen am Teetisch gesessen, Gesine hatte ihm eingeschenkt und ihm den Kuchen vorgeschnitten. Er hatte seinen sehnigen Körper gereckt und gedehnt im Gefühl eines unendlichen Wohlbehagens.

Nun waren die Kinder zu Bett geschickt. Mann und Frau standen sich allein gegenüber. Es war ein Schweigen zwischen ihnen. Sie wußten nicht recht, was einander sagen, die zwei, die solange als Herr und Angestellte nebeneinander hingelebt und ausgekommen waren, und die nun Mann und Weib waren, weil ein Tag wirrer Sorge sie dazu gemacht — um der Kinder willen. — Die Frau dachte: „Ich muß wohl gehen, er wird allein bleiben wollen." — Er blieb ja abends stets allein mit sich — und seinen Erinnerungen. Sie blieb trotzdem da und machte sich am Büfett zu schaffen.

Und der Mann sah zu ihr hinüber, und, war es, weil er Frauenanmut solange hatte entbehren müssen, oder weil der Schein der rotverhangenen Lampe so weich herunterfloß an ihrer hohen Gestalt, er dachte: „Wie sie reizend ist — und wie voll stiller Harmonie!" Unter einer jähen Eingebung griff er nach ihrer Hand und preßte sie: „Gesine — ich muß dir danken!"

In die Wangen der Frau stieg ein jähes Rot. Sie ließ ihm die Hand, aber sie sah an ihm vorbei: „Nicht doch Gerd! Danken? Wofür?" Er zog sie näher zu sich heran: „Wofür? Wofür? Für alles, was du hier getan. Daß meinen Kindern das Zuhause blieb. Daß sie die Mutter nicht entbehren mußten."

„Aber bitte — dazu bin ich ja da, ich habe nur meine Pflicht getan.' Kühl und herb klang die Stimme der Frau. Da ließ er ihre Hand wieder fahren. —

In diesem Zimmer saß er allein lange noch.

„Nur ihre Pflicht" — Er sprach es vor sich hin und lachte rauh auf: „Ja, und was weiter? Hab' ich mehr erwartet?"

*

Sie lebten nebeneinander hin, ganz so wie damals, als Frau Gesine noch Fräulein Gesine gewesen war, Repräsentantin und Erzieherin im Hause des verwitweten Professors Anders. Er konnte sich nicht beklagen — sie hatte sich seine Liebhabereien und Gewohnheiten gut gemerkt — und nahm Rücksicht darauf, und als der erste Sonntag kam, den er in seinem Heim verbrachte, erschien sie, so wie einst, zum Ausgehen fertig mit den Kindern in seinem Zimmer: „Wir wollen doch wohl wieder nach dem Kirchhof gehen."

Es fiel ihm ein — jawohl — das war ja einmal sein ständiger Sonntagsgang gewesen. Er hatte es ganz vergessen. —

Aber er ging mit — und legte seinen Kranz auf das Grab der toten Frau und hörte, wie die Kinder von — Mama erzählten — und daß „die Mutter" ihnen gesagt — sie sei so schön und gut gewesen, und dabei gingen seine Augen über das Grab fort zu der „Mutter" hin. Abseits stand sie, wie eine, die nicht mit dazu gehört — und sah den Weg hinab nach einer andern Richtung. Da büßte sich Gerd Anders und zupfte an dem Efeu und seufzte tief und schwer.

Die Frau aber, die es hörte, dachte: „Wie sehr er sie noch immer liebt, wie wenig er sie doch vergessen kann!"

Und es geschah im Laufe dieses Tages, daß Hilde zu Gesine kam, mit irgend einer Bitte, wie sie Kinder oft haben, und dabei zu ihr aufsah — mit ihrer — toten Mutter Augen — und daß Gesine sie von sich stieß und schalt und nach ihr schlug, als sie nicht Ruhe gab. — Ein leichter Schlag nur war es gewesen, aber das Kind schrie auf und lief zitternd davon. — Wie betäubt saß die Frau und sah ihm nach — und schlug dann die Hände vors Gesicht in wortlosem Schluchzen.

Böse Stiefmutter — war es nun so weit? Böse Stiefmutter — die schilt und schlägt, und warum — ach, warum?

Weil jede Frau die Kinder hassen lernt, um deren toten Mutter willen der Vater ihr sein Herz entzieht. —

*

Und es geschah zum andern Mal an diesem Tage, daß Gesine zu dem Manne trat und ihm mit kurzen, kühlen Worten sagte, sie wolle fort, verreisen für die Zeit, die er noch hier sei, es sei da eine alte Freundin, die habe sie schon längst um den Besuch gebeten. — Sie sprach sehr kurz und sachlich, wie eine Angestellte, die um Urlaub bittet. Er aber starrte sie an und stammelte: „Fortgehen willst du, Gesine? Fort?"

„Es paßt jetzt so gut," sagte die Frau, „gerade jetzt, wo du hier bist, bin ich entbehrlich."

„Meinst du, daß du es bist, Gesine?"

„Auguste besorgt mit Berta die Wirtschaft, ich kann mich durchaus auf sie verlassen — und die Kinder haben — dich."

„Und ich? Wen hab' ich?" Wie ein Aufschrei, ungewollt fast, kam es über seine Lippen.

„Gerd?" Und auf einmal wurden die Augen der Frau groß, als sähen sie etwas ganz Neues. Ein heimliches, fernes Leuchten flammte darin auf. „Gerd? Gerd?" Und der Mann sah das Leuchten, und wie unter einem Zauberschlag zerriß ein Schleier vor seiner Seele. „Warum willst du gehen, Gesine?" Er trat auf sie zu — und sein Arm lag um ihre Schultern, und seine Stimme war an ihrem Ohr: „Gesine, warum willst du gehen? Ist es nur, weil ich dir einmal gesagt habe — weil du glaubst, daß ich noch immer nicht — Gesine, und wenn ich dich nicht gehen lasse — und wenn ich dir heute sagen muß — daß auch ich dich nicht entbehren kann?"

Und dann lag ihr Kopf an seiner Brust, und seine Lippen suchten die ihren: „Willst du fort, Gesine — willst du noch immer fort?" —

Aber zu ihm herauf klangen nichts als zwei Worte — zwischen Lachen und Weinen klangen sie: „Nie mehr — Gerd — nie mehr." —

Ein praktisches Erkennungsverfahren.

Der Erkennungsdienst bei der Kriminalpolizei steht auf einer sehr hohen Stufe, allein es erweist sich meist immer noch als überaus schwierig, die Identität von Leuten festzustellen, die entweder durch Selbstmord, Unglücksfälle oder Verbrechen ihr Leben einbüßten, die aber keine Verbrecher waren, und von denen die Polizei also keine Meßkarten, keine Photographie u. s. w. besitzt. Dabei ist die Feststellung der Identität, selbst durch die allernächsten Verwandten, meistens so unzuverlässig, daß man staunen muß. Fand man doch in der Nähe von Mailand eine noch junge, statliche Frau in einem Heuhaufen erfroren auf. Im Schauhause wurde sie sofort von ihrem Manne und ihrer elfjährigen Tochter als Maddalena Cerri erkannt, welche sich auf unaufgeklärte Weise eines Nachts aus ihrer Wohnung entfernt hatte. Daraufhin erfolgte denn auch unter diesem Namen ihre Beerdigung.

Man denke sich nun den Schrecken des vermeintlichen Witwers, als seine totgeglaubte Ehefrau einige Tage später plötzlich wieder bei ihm eintraf und als Grund ihrer Abwesenheit einen kurzen Besuch bei auswärtigen Verwandten angab.

Ein Zahnarzt macht, um derartigen Vorfällen vorzubeugen, den sehr beachtenswerten Vorschlag, bei zweifelhaften Fällen den Zahnarzt zur Untersuchung hinzuzuziehen, den die betreffende Familie zu konsultieren pflegte. Meistens hat dieser fast jedes Familienmitglied bei irgend einer Zahnerkrankung in Behandlung gehabt und würde die Mundhöhle seines Patienten wieder erkennen, wenn er nicht sogar, was häufig der Fall ist, einen Gipsabguß derselben im Besitz hat.

Zur Begründung seines Vorschlages führt er folgenden eklatanten Fall an. Ein sehr reicher Herr begab sich auf eine Jagdtour ins Innere Afrikas. Nach einiger Zeit durchlief die Zeitungen ein Gerücht, daß der Herr von Eingeborenen ermordet und beraubt worden sei. Seinen Erben konnte auf eine bloße Zeitungsnotiz hin der große Besitz des Mannes aber nicht ausgeliefert werden, und ein ordnungsmäßiger Totenschein konnte nicht beschafft werden. Selbst als ein Bruder des Ermordeten die Reise nach Afrika unternahm, Nachforschungen anstellte und es ihm schließlich gelang, auf der ihm bezeichneten Stelle, wo der Bruder ermordet, und die Leiche eingescharrt sein sollte, ein Skelett zu entdecken, das er nach England brachte, konnte das Gericht die Erbschaft nicht freigeben, weil niemand zur Hand war, der das Knochengerüst mit völliger Sicherheit als das des Ermordeten zu bezeichnen vermochte. Nach langwierigen Verhandlungen erinnerte man sich endlich des Zahnarztes, der dem Ermordeten das Gebiß, das noch im Schädel saß, gearbeitet hatte. Der Herbeigerufene erkannte sein Werk auf der Stelle wieder, brachte auch den Gipsabguß der Mundhöhle, den er seinerzeit zur Anfertigung des Gebisses gemacht hatte, herbei und bewies dem Gericht die Identität des Ermordeten, worauf die Erbschaft freigegeben wurde.

Nächstenliebe bei den Tieren.

Kein geringerer als der berühmte Direktor L. des Pariser zoologischen Gartens verbürgt sich für die folgende Geschichte, die sich unter seinen geflügelten Pfleglingen ereignete.

In einem Käfig befanden sich zwei Javasperlinge, beides Weibchen, und ein Papagei. Letzterer geriet eines Tages in Grimm über einen der Sperlinge und hackte wiederholt nach ihm. Mit den ersten Stößen riß er ihm einen Büschel Federn aus, mit dem letzten brach er ihm ein Bein. Dann schien er sein Mütchen gekühlt zu haben, flog auf seine Lieblingsstange und sah gleichmütig dem zu, was sich weiter daraus entwickelte.

Der arme verletzte Vogel konnte sich mit seinem einen Bein nicht mehr auf der Stange halten. Er fiel zu Boden und lag zitternd auf der kahlen Erde. Das konnte der andere Sperling offenbar nicht mit ansehen. Er hüpfte in dem geräumigen Käfig umher, suchte die ausgerauften Federn nebst Strohhalmen und Moosstückchen zusammen, trug alles auf einen Haufen neben den Verwundeten und verrichtete das Heldenstück, die Kameradin, die an Körpergewicht ihm gleich war, aufzuheben und mit zarter Sorgfalt auf das weiche Lager zu betten. Dann trug er ihr Futter zu und bemühte sich überhaupt in jeder Weise um sie.

Darüber kam der Abend heran, und das Frösteln der kleinen Patientin nahm ersichtlich zu. Auch hiegegen wußte die treue Pflegerin Rat. Sie setzte sich zum Schlaf so neben sie, daß sie mit einem ausgebreiteten Flügel die Leidende bedecken und erwärmen konnte. Diese Lage mußte für das erbarmungsvolle Tierchen außerordentlich unbequem und ermüdend sein. Aber nie, so oft auch der Direktor zur Abend- und Nachtzeit kam und sich nach den beiden umsah, fand er sie anders, als mit ausgebreitetem Flügel dasitzen.

Das ging so drei Tage hindurch. Da verschied das verwundete Tierchen, und nun war der Schmerz der zurückgebliebenen Gefährtin so groß, daß auch ihre Lebenslust erlosch: sie verweigerte die Annahme von Nahrung, zog sich in eine Ecke zurück, sah aus wie die verkörperte Melancholie und siechte mit jeder Stunde mehr dahin. Vierundzwanzig Stunden nach dem Tode ihrer Gefährtin war auch sie eine Leiche.

Anhänglichkeit einer Katze.

Vor einem englischen Gericht kam ein Fall zur Verhandlung, der beweist, daß die Katze nicht weniger nutzige Probe von Anhänglichkeit ablegen kann als der Hund. Isabella Amey wurde gegen ihren Mann klagbar, und die Zeugenvernehmung bestätigte die Aussagen der Frau, daß ihr Mann sie unausgesetzt mißhandle. Eines Samstags kam er zu seiner Frau, um von ihr Geld zu erpressen. Da er diesen Zweck nicht erreichte, so schlug er seine Frau zu Boden, trat sie mit Füßen, warf sich auf sie und packte sie bei der Kehle, um sie zu erdrosseln. Sie schwebte in großer Lebensgefahr, als ihr unerwartet Hilfe zuteil wurde. Die Katze, die der Frau sehr zugetan war, hörte ihr Geschrei, stürzte sich auf den Mann und zerbiß und zerriß ihm das ganze Gesicht. Erschrocken ließ der Unmensch von seiner Frau ab, um sich der Katze zu erwehren, was ihm jedoch nicht gelang; auch die Nachbarn, die auf das Geschrei herbeiliefen, vermochten die Katze nicht von ihm zu entfernen. Erst Frau Amey vermochte die Katze durch Zureden zu bewegen, ihre Beute loszulassen. Der Mann selbst flehte seine Frau an, ihm zu helfen. Er wurde zu einem Jahre Gefängnis verurteilt.

Verdeutschung.

Tante: „Hier am Denkmal hatte ich mein erstes Rendezvous verabredet!"
Nichte: „Rendezvous sagt man nicht mehr, sondern Stelldichein!"
Tante: „Ja, er hat sich aber nicht eingestellt!"